

Radio predigt

Erich Guntli

**Ich sah einen
neuen Himmel**

Angela Römer

**Muttertag:
«Richte dich auf, Frau!»**

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

- R.-Katholische Radiopredigt
Ich sah einen neuen Himmel 3
Pfarrer Erich Guntli
Kath. Pfarramt
Pfrundgutstrasse 5, 9470 Buchs
- Evangelische Radiopredigt
Muttertag: «Richte dich auf, Frau!» 7
Angela Römer, Pfarrerin
Länggassstrasse 70b, 3012 Bern

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Radiopredigt, Postfach 1052, CH-1701 Freiburg, Telefon 026 425 87 40.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis Fr. 5.-. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement, zirka 90 Predigten, Fr. 48.-.

Herstellung: Kanisiusdruckerei, 1701 Freiburg.

Ich sah einen neuen Himmel

Was ist die Liebe?

Wäre jetzt statt einer Radiopredigt eine Gesprächsrunde zum Thema «Liebe» angesagt: ich denke – bald käme es zu einer heftigen Auseinandersetzung.

Der Begriff «Liebe» ist so etwas wie eine Kinoleinwand. Es lässt sich so ziemlich alles darauf projizieren: von romantischen bis wilden und heissen Szenen, von Herzschmerz bis zu Situationen, wo einer für den andern das Leben riskiert.

Das ist das Problem bei so grossen Wörtern wie «Gott», «Liebe», «Gerechtigkeit», «Frieden» – sie versuchen eigentlich Unfassbares einzufangen, schränken ein, wo die Gedanken frei ausschweifen sollten.

Was ist die Liebe?

Die einen führt das Wort «Liebe» gleich in die Gefilde von Romantik und Erotik. Christlich Erzogene und biblisch Bewanderte werden solches natürlich schnell ausblenden und mit dem 1. Johannesbrief antworten: «Gott ist die Liebe.»

Der Blick in die 2000-jährige Geschichte zeigt jedoch, wie jene, welche sich auf diesen Gott der Liebe berufen, doch nicht so ganz zurechtgekommen sind mit der Liebe. Zu lange und zu grausam ist die Liste aller Gräueltaten, die im Namen Gottes, der die Liebe ist, verbochen wurden. Der Besuch von Papst Johannes Paul II. in Griechenland zeigte eben wieder, welche Verletzungen Christen einander zufügten, Wunden, die noch nach 1000 Jahren nicht verheilt sind. Der Basler Schriftsteller Heinrich Wiesner hatte recht, wenn er mal schrieb: «Je mehr Licht man in die Kirchengeschichte bringt, desto dunkler wird's».

Der Blick zurück in die Geschichte des Christentum lässt die Frage nur noch brennender erscheinen: Was ist die Liebe?

Wie Generationen vor mir, kann auch ich keine Antwort geben auf die Frage – Was ist Liebe? Auch Menschen, die gerne sagen – früher war alles besser – müssen eingestehen: zum Besten war es nie bestellt.

Und noch heute leiden wohl die meisten von uns an einem Mangel an Liebe, leiden wir darunter, dass es in dieser Welt nach wie vor Hass, Krieg, Terror, Hunger und dergleichen gibt.

Irgendwie tragen wir aber auch eine Vision in uns, wie es anders sein könnte, anders sein sollte, anders sein müsste. Wir tragen eine Vision in uns, wie eine Welt aussehen könnte, in der verwirklicht ist, was wir mit «Liebe» meinen.

Im zweitletzten Kapitel seiner Offenbarung formuliert Johannes eine solche Vision:

Ich, Johannes, sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für den Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen. Er, der auf dem Thron sass, sprach: Seht, ich mache alles neu. (Offb 21,1–5a)

Für mich ist das ein unheimlich liebevolles und zärtliches Bild: Gott wird alle Tränen von den Augen abwischen. Es versetzt mich zurück in meine Kindheit, wo mir die Mutter oder der Vater die Tränen abwischten, wenn ich weinte.

Wo es keinen Grund zum Weinen, wo es keine Tränen mehr gibt, ja, da wohnt Gott unter den Menschen. Da ist die Liebe Wirklichkeit geworden.

Doch was Johannes hier schreibt, so könnte nun eingewendet werden, ist eine Vision, eine Utopie. Der neue Himmel ist eben ein neuer Himmel, ist das, was sein wird, wenn die Erde einmal nicht mehr sein wird.

Doch, so meine ich, man zieht solchen Visionen die Zähne, wenn man sie einfach in jene andere Welt verlagert, ins Jenseits befördert, sie als seelisches Trostpflaster verwendet für all die Unbill, die hier auf Erden erlitten werden muss.

Doch Johannes schreibt in seiner Vision: *«Seht die Wohnung Gottes unter den Menschen!»* Menschen wohnen bekanntlich auf der Erde. Die Vision des Johannes muss deshalb nicht zwingend als Vision für das Jenseits interpretiert werden. Ich mag den Gedanken nicht ausschliessen, dass diese Vision schon auf dieser Erde Wirklichkeit werden soll.

Ich träume nicht nur von einem neuen Himmel, sondern auch von einer neuen Erde, träume vom Himmel auf Erden.

Wie jedoch diesen Traum verwirklichen?

Derselbe Johannes, der die Offenbarung schrieb, überliefert in seinem Evangelium einen Ausspruch von Jesus, den er bei seinem Abschied machte, kurz nachdem er den Jüngern die Füsse gewaschen hatte.

«Ein neues Gebot gebe ich euch», sagt Jesus. «Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.»

Doch da schliesst sich der Kreis wieder. *«Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.»* Was aber ist Liebe?

Wir können das Wort «lieben» nicht in den Mund nehmen, ohne konkret zu werden. Das Wort «Liebe», welches die Bibel meistens verwendet, ist nicht das erotisch gefärbte Wort «Eros», sondern das Wort «Agape». Es könnte ungefähr übersetzt werden mit «Barmherzigkeit». Der Psychoanalytiker Erich Fromm konkretisiert «Liebe» auf vier Stufen: füreinander sorgen, Verantwortung übernehmen, den andern achten und den andern kennen lernen.

Lieben heisst somit, barmherzig sein, ein weites, offenes Herz haben für alle, ohne auf Herkunft, Geschlecht, Nationalität, Konfession und Religion zu schauen.

So jedenfalls sehe ich es, wenn ich auf die Geschichten schaue, welche von Jesus überliefert sind.

Er suchte strenggläubige Pharisäer ebenso auf wie den römischen Hauptmann, machte keine Unterschiede zwischen arm und reich, zwischen Frau und Mann. Er kümmerte sich herzlich wenig um das, was «man» tut. Er pflegte Kontakte mit Gerechten wie mit Sündern. Er war beseelt vom Gedanken, das Reich Gottes zu verkünden, der Vision nachzuhängen, Gottes Willen geschehen zu lassen – wie im Himmel, so auf Erden.

Nähmen wir Mass an dieser Liebe, an dieser Barmherzigkeit, dann müssten wir einiges über Bord werfen, was wir uns an Ordnungsschemata so aufgebaut haben: Staatsgrenzen, Einteilung in Einheimische und Fremde, Rollenaufteilung von Mann und Frau, Rechtgläubige und Irrgläubige und was es dergleichen noch gibt.

Immer mehr dünkt mich, all die Prinzipien, Grundsätze und Ordnungen deuten darauf hin, dass unsere Herzen zu eng sind für die Liebe, die Barmherzigkeit, die uns Jesus vorgelebt hat. Die Ordnungen der alten Erde sind manchen von uns lieber als die Vision von einem neuen Himmel. Dieser wird besser ins Jenseits verlegt.

Doch, so glaube ich, solange wir alte Ordnungen verteidigen, so lange wird wohl die Frage uns umtreiben:

Was ist Liebe?

Muttertag: «Richte dich auf, Frau!»

Heute noch Muttertag?

Heute ist Muttertag. Wahrscheinlich ein Tag mit recht vielen Gefühlen. Ich denke da an Frauen, die gerne Mutter geworden wären, oder auch an Mütter, deren Beziehung zu den Kindern belastet ist. Und schliesslich sind wir alle, ob Männer oder Frauen, Kinder von Müttern. Und ob wir nun an dem Tag unsere Mütter oder Männer ihre Frauen beschenken oder nicht, im Grunde wissen wir es genau: So ein einziger Tag der Dankbarkeit im Jahr kann es ja wohl nicht sein.

Es gibt aber auch Familien, die sich an dem Tag einfach freuen aneinander und an der Mutter. Auch ich erinnere mich gerne an die Zeit, als mich die Kinder im Kindergarten oder in der Primarschule mit selber gebastelten Geschenken oder einem Strauss Wiesenblumen überraschten. Ich selber bin in einer Tradition aufgewachsen, in der der Muttertag nicht gefeiert wurde.

Trotzdem: ich will mich dem Thema Mutter stellen, auch wenn es heute vielleicht besser einen Elterntag geben sollte und wenn ich persönlich nichts gegen die Abschaffung des Muttertags hätte. Als Mutter von drei inzwischen erwachsenen Kindern bin ich einerseits nicht ganz unerfahren, andererseits aber betroffen und damit einseitig.

Das Wichtigste, das ich über Mütter sagen möchte, ist dies: Wir haben jeden Tag Grund, unseren Müttern dankbar zu sein, und zwar schon beim ersten bewussten Atemzug am Morgen. Warum denn das? Einfach deshalb, weil sie uns geboren haben, unsere Mütter. Und obwohl sie sicher sonst nicht alles gut gemacht haben, so haben sie doch dazu beigetragen, dass wir heute am Leben sind. Für mich Grund genug zur Dankbarkeit. Mein Patenkind erzählte mir, dass sie an ihrem letzten Geburtstag der eigenen Mutter eine Blume geschenkt hat. Sie ist Hebammenschülerin und erlebt jetzt hautnah, welche Arbeit es ist, ein Kind auf die Welt zu bringen. Und das tun die Mütter, und dafür

gehört ihnen unser Dank. Aber das ist es dann eigentlich auch schon. Alles andere, was Mütter sonst noch tun, ist schlicht menschlich.

Muttersein ist Menschsein

Mütter empfangen das Leben, tragen es aus und müssen es wieder loslassen. So sind sie hineingenommen in die grosse Bewegung des Lebens, das immer geprägt ist von diesem Rhythmus, den Mütter ganz körperlich durchleben: sich öffnen für das Neue, es beschützen und nähren und, wenn die Zeit reif ist, es wieder entlassen. Frauen haben die Chance, dieses Grundgesetz des Lebens direkt am eigenen Leib zu erfahren. Obwohl, wenn ich ehrlich bin, mir war es damals in den Zeiten der Schwangerschaft und Geburt weniger bewusst als heute, wo der schwierigere Teil dran ist: das Loslassen, und zwar nicht mehr im körperlichen Sinn, sondern im seelischen. Dieses Loslassen nimmt ja immer neue Formen an und ist immer auch ein Abgeben von Verantwortung und Kontrolle, denn allmählich lernt ein junger Mensch, alles selber zu machen, was wir am Anfang für ihn tun mussten und dann später so schwer wieder abgeben.

Gut, wenn Kinder den Eltern helfen

Und da tut es gut, wenn die Kinder den Eltern nachhelfen beim Loslassen, auch wenn das für beide Seiten ein schmerzhafter Prozess sein kann. Vor allem für die weitere Entwicklung der Söhne ist es wichtig, uns Müttern auch mal zu sagen: «Nein, Mutter, jetzt nicht mehr», selbst wenn wir das im Augenblick nicht gerne hören. Ein gutes Beispiel für diesen harten Schnitt ist der Umgang Jesu mit seine Mutter Maria. Sie und mit ihr der Rest der Familie war gar nicht zufrieden mit Jesus. Und als er wieder einmal in seine Heimatstadt kommt, sagt seine Familie ganz offen, dass sie ihn für verrückt hält. Sie rufen ihn, aber er lässt ihnen ausrichten, dass die Menschen, mit denen er jetzt unterwegs ist, für ihn Mutter und Geschwister seien (Mk 3,20f; 31ff). Ja, so ist das Leben: Kinder werden erwachsen und finden neue Familien und neue Formen des Zusammenlebens. Aber

auch für uns Eltern und besonders für uns Mütter ist es ganz wichtig, diesen Schnitt zu machen, um selber frei zu werden für einen ganz neuen Lebensabschnitt. Eigentlich realisiere ich erst rückblickend, wie viel Kraft das von beiden Seiten brauchte, von den Eltern und den Kinder. Und beide brauchen die neu gewonnene Freiheit, die erwachsen werdenden Kinder, aber eben auch die Eltern.

Wen halten wir, wenn wir die Kinder halten?

Warum halten wir denn bloss unsere Kinder so lange, länger als es für sie gut ist? Wir werden immer einen Grund finden, warum sie unser Muttersein weiterhin benötigen. Aber ich vermute, dass dahinter noch etwas anderes steht: Wenn wir sie halten, halten wir im Grunde uns selber. Seien wir ehrlich: es gibt uns selber Halt, wenn wir weiterhin für sie Verantwortung übernehmen, wenn wir uns übermässig um sie sorgen, wenn wir weiterhin kontrollieren, was sie trinken, ob sie rauchen, welche Freunde sie haben. Wir wissen dann wenigstens (noch), wofür wir da sind. Natürlich ist es schwer und muss geübt werden, mit unsern Ratschlägen vorsichtig zu werden und die eigenen Erfahrungen nicht aufzudrängen. Unser Vorsprung im Leben verhindert sonst, dass junge Erwachsene selber Verantwortung übernehmen, dass sie eigene Erfahrungen machen und genau wie wir durch Umwege und Irrwege lernen. Aber wir selber stehen dann auf einmal ohne sie da und merken, dass wir das noch gar nicht können: denn wir haben sie nicht nur gestützt, nein, wir haben uns und unser Selbstwertgefühl auf sie, auf unsere Kinder abgestützt. Wenn das wegfällt, müssen wir erst wieder lernen, aufrecht dazustehen auch ohne unsere Rolle als Mutter im Hintergrund, die uns bisher Halt gegeben hat. Ja, jetzt wechselt wirklich etwas, nicht nur für unsere Kinder, sondern vor allem für uns Mütter: jetzt sind wir in den Wechseljahren.

Rituale für die Wechseljahre

Wir müssen uns nun ganz neu fragen, was wir denn mit der zweiten Hälfte unseres Lebens noch vorhaben, welchen Sinn wir un-

serem nächsten Lebensabschnitt geben wollen, welche Rolle wir im Leben noch spielen möchten und welche Aufgabe uns jetzt lockt. Hilfreich auf dieser neuen Wegstrecke des Lebens ist etwas, das wir zwar nicht haben, das wir aber neu erfinden müssen: ein Ritual für die Wechseljahre. Es müsste zwei Teile haben: ein Symbol oder eine symbolische Handlung für das, was wir loslassen, oder wir können auch sagen, was wir in grössere Hände legen wollen, und etwas Zweites, das uns ermutigt, den Schritt in einen neuen Lebensabschnitt zu wagen.

Vom Geist, der uns klein macht

Mir hat da sehr die Geschichte von der Frau mit dem gekrümmten Rücken (Luk 13,10–13) geholfen. Komisch, diese Geschichte ist mir in meinem ganzen Theologiestudium nicht begegnet und kommt auch nicht als vorgeschriebener Predigttext vor. Aber wir Frauen haben sie für uns entdeckt und ein wenig unsere eigene Geschichte wieder gefunden in dieser Frau, die 18 Jahre lang gebückt durchs Leben ging, bis sie in der Begegnung mit Jesus sich aufrichten konnte. Was war nur los mit dieser Frau? Es heisst nur, sie habe einen Geist gehabt, der sie krank machte, oder in einer anderen Übersetzung, einen bösen Geist, der ihr alle Körperkräfte raubte. Wir kennen ihre Lebensgeschichte nicht und wissen nicht, welcher Geist sie heruntergedrückt hat. Aber wir können uns selber fragen, welcher Geist es ist, der uns drückt und klein macht, so dass wir nicht zu unserer ganzen Grösse stehen können. Vielleicht hat das ja damals wie heute etwas zu tun mit unserer Rolle als Frau, die wir übernommen haben und die uns klein hält. Dieser krank machende Geist kann einer sein, der uns einreden will, dass wir nicht viel wert sind; ein Geist, der verhindert, unsere Schönheit, unseren Charme und unsere Würde als Frau, gerade auch als älter werdende Frau, zu sehen und zu schätzen. Wenn all das wegfällt, auf das wir bisher unseren Selbstwert gestützt haben, seien es nun die Kinder, der Beruf oder sonst eine wichtige Beziehung, dann sinken wir in uns zusammen, verlieren allen Halt und wissen nicht mehr recht, wer wir sind und was wir wert sind.

Geh aufrecht, Frau!

Ich kann mich noch gut erinnern, wie das war: Ich war 35 und von zuhause fort auf einer längeren Weiterbildung. Da wurde ich gefragt: «Und was wollen Sie?» Mich hat diese Frage völlig durcheinander gebracht, ich bin in Tränen ausgebrochen. Ich hätte sagen können, was unsere Kinder von mir wollen, was die Gemeinde will und was mein Mann, aber ich hatte mich nicht gefragt, was ich selber denn will. Das war wohl der Anfang von dem, was man Midlife-Krise nennt. Sie beginnt mit der Frage: «Wer bin ich denn eigentlich und was will ich noch mit meinem Leben? Bisher sind diese Fragen eher von aussen beantwortet worden: Ich bin, was ich für andere tue, ob als Mutter, als Vater oder in meiner Rolle im Beruf. Irgendwann stimmen die alten Antworten nicht mehr. Wir müssen neue suchen; sie zu finden gehört zu den Aufgaben der zweiten Lebenshälfte.

Was gibt mir Halt, wenn die Kinder ausgezogen, wenn die Arbeit wechselt oder gar wegfällt, wenn Beziehungen nicht mehr tragen? Ich kann mich nicht mehr stützen auf äussere Dinge, auf Leistungen oder andere Menschen. Das alles vergeht. Nun, in der Lebensmitte, bin ich gefragt, mein Vertrauen tiefer zu gründen. Es kommt mehr von innen als von aussen, es sind die ganz persönlichen Antworten, nicht mehr die von aussen übernommenen. Gefragt ist ein tiefes Selbstvertrauen. Für mich ist es mein Vertrauen in das Leben selbst, in die unbegreifliche Führung, die ich ohne durch alle Verluste hindurch. Ich kann das auch Gottvertrauen nennen: ein Wissen, vielleicht nur ein Ahnen, dass es etwas gibt, das grösser und umfassender ist als wir und das uns empfängt, wo immer wir hingehen.

Und doch tut es gut, wenn ab und zu jemand von aussen kommt, der uns ermuntert und zuruft: «Richte dich auf, Frau! Geh aufrecht durchs Leben, auch als Mutter!» In der Kürze, in der biblische Geschichten erzählt werden, sieht es so aus, als sei das Sich-Aufrichten der Frau eine Sache weniger Augenblicke. Für mich ist es ein jahrelanger Prozess. Immer wieder zusammensinken, immer wieder an mir und dem Lebenssinn zweifeln, aber

auch immer wieder und immer stärker die Erfahrung machen, dass ich auch mit einem verletzten und schmerzenden Rücken ein aufrechter Mensch sein kann und die Kraft bekomme, mich aufzurichten – als Mutter, als Frau, als mütterlicher Mensch.